

HEYNE <

MARTTA
KAUKONEN

TRAUMATISIERT

THRILLER

AUS DEM FINNISCHEN
VON GABRIELE SCHREY-VASARA

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Hengissä* erschien erstmals 2023
bei Werner Söderström Ltd. (WSOY), Helsinki.

Das Zitat, das dem Text vorangestellt ist, stammt aus
Every Breath You Take von The Police.
Musik & Text: Gordon Matthew Sumner.
Mit freundlicher Genehmigung © Songs Of Universal, Inc. /
Universal/MCA Music Publishing GmbH.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Diese Übersetzung wurde gefördert von



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 03/2025
Copyright © 2023 by Martta Kaukonen
German edition published by agreement with Martta Kaukonen
and Elina Ahlbäck Literary Agency, Helsinki, Finland.
© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Frauke Meier
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design
unter Verwendung von Shutterstock.com (Kathie Nichols, Latte Art)
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-42710-5

www.heyne.de

*Für J., endlich! Es tut mir leid,
wieder kein Spionageroman.*

*»Every move you make. Every step you take.
I'll be watching you.«*

THE POLICE

HELSINKI 2023

IRA

Die Klinge der Axt war in die Stirn meines Opfers eingedrungen, als hätte sie endlich ihren Platz in der Welt gefunden. Der hölzerne Griff ragte hoch wie eine überzählige Gliedmaße.

Wie sehr ich diesen Anblick liebte!

Und wie kunstvoll ich ihn geschaffen hatte! Die Axt hatte sich in einem anmutigen Bogen bewegt. Nur ein Schlag, und das Opfer war tot.

Präzise, überlegt, genau!

Meine Morde waren Kunst! Und ich war ihr selbstbewusster *Auteur*. Mit Kompromissen gab ich mich nicht zufrieden.

Hättet ihr den göttlichen Augenblick doch selbst erleben können! Aber da ihr nicht dabei wart, müsst ihr euch mit meiner Beschreibung begnügen.

Ich hatte im Lauf der Jahre eine unglaublich große Schar von Anzugträgern ins Jenseits befördert. Wenn die Leute erfahren

hätten, wie zahlreich meine Opfer waren, hätte es niemand geglaubt. Wie hatte ich so viele Menschen ermorden können, ohne geschnappt zu werden?

Die Männer waren ins Grab gefallen wie Dominosteine. Als wäre es ihr einziger Lebenszweck gewesen, von mir ermordet zu werden.

Vielleicht war es ja so.

Warum werden Mörder nie für ihre Leistungen ausgezeichnet?

Ich stellte mir vor, ich stünde auf dem Siegespodest, natürlich ganz oben. Dort verneigte ich mich vor der jubelnden Menge. Sobald die Fanfaren verstummten, hielt ich eine Rede, dankte mir selbst und nähme die Ovationen entgegen.

Als ich aus dieser Vision in das Schlafzimmer meines Opfers zurückkehrte, merkte ich, dass ich die Designerlampe vom Nachttisch genommen hatte und sie in der Hand hielt wie ein Mikrofon.

Ich stellte die Lampe wieder auf den Nachttisch. Dann hob ich die Hände vor die Augen und spähte zwischen den Fingern hindurch. Wenn man die Axt mit den Fingern verdeckte, bot sich ein friedliches Bild. Das Opfer lag ruhig im Bett. Als hätte ich es von langem Leiden erlöst.

Hätte mein Opfer doch gewusst, welch würdevoller Tod es erwartete. Ich selbst würde wahrscheinlich alt und verwelkt sterben. Es sei denn, ich engagierte einen Auftragskiller, mich zu erledigen.

Wenn ich wenigstens ein Selfie neben meinem Kunstwerk hätte machen können. Ich hätte die Leiche und die Axt so gern ewig. Aber ich durfte kein Beweismaterial produzieren.

Ich hätte Lust gehabt, meine blutigen Finger auf die erkaltende Stirn zu drücken. Meine Fingerabdrücke zu hinterlassen als Beweis dafür, dass ich den Mord begangen hatte, niemand sonst. Damit keiner den Mord auf seine Kappe nehmen, ihn mir stehlen konnte.

Aber Trödelei konnte ich mir nicht leisten. Ich holte eine Packung Desinfektionstücher aus dem Rucksack, mit denen ich den

Fuß der Lampe und die Klinke der Schlafzimmertür abwischte. Sonst hatte ich nichts berührt, und auch diese beiden nur mit Nitrilhandschuhen. Aber man konnte nie sorgfältig genug sein. Indem ich mich an dieses Prinzip hielt, war ich bei meinen Verbrechen nie gefasst worden. Und auch diesmal würde man mich nicht erwischen.

Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Aus dem *Dorfbrunnen* an der anderen Straßenseite wankte ein betrunkenener Mann. Ich hätte in der Kneipe mit Leichtigkeit noch ein zweites Opfer aufgabeln können, wenn ich es gewollt hätte.

Ich eilte in die Diele.

Erst da merkte ich es.

Auf dem Schuhständer, zwischen schmutzigen Stiefeln und ausgelatschten Turnschuhen, lag ein Paar Stöckelschuhe aus rosa Wildleder.

Ich tötete nur allein lebende Männer, aus gutem Grund. Ich wollte nicht beim Schlachten überrascht werden.

War mein Opfer verheiratet gewesen, oder hatte es eine Lebensgefährtin gehabt? Egal, ob Freundin oder Ehefrau – die brennende Frage lautete: Wo versteckte sich das Schätzchen?

Meine ausgelassene Stimmung war auf und davon.

Was, wenn die Partnerin gesehen hatte, wie ich mit dem Opfer in die Wohnung gekommen war? Wenn sie gesehen hatte, dass ich die Axt zur Hand nahm, sich erschreckt und versteckt hatte?

Mir trat der Schweiß auf die Stirn.

Ich hatte noch nie eine Frau getötet.

Und das wollte ich auch jetzt nicht tun.

Aber vielleicht würde ich es nicht vermeiden können.

Versteckte sie sich in der Diele? Hatte sie eine Waffe? Ein Gewehr? Irgendeinen schweren Gegenstand? Einen Kerzenständer aus Messing, ein Erbstück? Eine zehn Kilo schwere Kugelhantel, mit der sie mir die Kniescheiben zertrümmern konnte?

Ich musste sie finden. Vorher konnte ich nicht weggehen. Aber wenn sie doch nicht zu Hause war? Dann musste ich schnellstens verschwinden, bevor sie zurückkam.

In aller Eile holte ich die Axt wieder aus dem Rucksack. Ich hatte die Mordwaffe nicht zurücklassen wollen, damit die Polizei sie nicht untersuchen konnte. Obwohl die Axt so hübsch in die Stirn meines Opfers gepasst hatte.

Ich sah mich um. Mein Blick fiel auf einen antiken Nussbaumschrank, einen von der Sorte, durch die man nach Narnia gelangt.

Ich riss die Schranktür auf. Sie war leichter, als ich dachte, mein kraftvoller Zug warf mich nach hinten. In letzter Sekunde bekam ich den Türrahmen zu fassen und konnte mich auf den Beinen halten.

Ich schob die Ulster und Popelinemäntel beiseite.

Im Schrank war niemand.

Ich ging ins Wohnzimmer.

Ein Chippendale-Sofa mit luxuriösem schwarzem Samtpolster beherrschte den Raum. Es war zu niedrig, um sich darunter zu verstecken. Die pfirsichfarbenen Vorhänge an den Fenstern waren transparent. Das Bücherregal war an der Wand festgedübelt, man konnte sich nicht dahinterzwängen. In diesem Zimmer war niemand.

Als Nächstes war die Küche an der Reihe.

Die Wachstuchdecke mit dem Rosenmuster war so kurz, dass ich nicht unter den Tisch zu spähen brauchte. Im ganzen Raum gab es nur ein einziges mögliches Versteck: die Besenkammer. Dort fand ich jedoch nur einen Staubsauger, einen Mopp und einen Eimer.

Blieb nur noch das Schlafzimmer. Ich umklammerte die Axt mit schweißnasser Hand und schlich über die Schwelle.

Die Frau konnte nicht im Schlafzimmer sein. Hätte sie den Mord an ihrem Mann beobachten können, ohne einen Laut von

sich zu geben? Mein Opfer hatte entsetzt aufgeschrien, als es die Axt über seinem Kopf sah.

Trotzdem musste ich das Zimmer durchsuchen.

Vorsichtig griff ich nach der Tagesdecke.

Unter dem Bett war niemand.

Die Gefahr war vorüber. Aber die Frau des Opfers konnte jederzeit auftauchen. Ich holte die Putztücher wieder aus dem Rucksack. In aller Eile trat ich den Rückweg zur Wohnungstür an und wischte dabei hektisch alle Flächen ab, die ich bei der Suche berührt hatte.

Ich lief aus der Wohnung ins Treppenhaus, die Treppe hinunter und zur Haustür hinaus. Dann rannte ich weiter zur Bushaltestelle. Ich musste schleunigst raus aus dem Stadtteil Vallila. Ich stieg in den erstbesten Bus und setzte mich ganz hinten hin. Erst jetzt merkte ich, dass meine Hände zitterten.

Noch nie war ich so nah daran gewesen, erwischt zu werden.

Ich blickte mich um. Der Bus war fast leer. Hinten saß außer mir niemand.

Ich holte ein dickes Heft und einen Kugelschreiber aus der Tasche und begann zu schreiben.

Die Klinge der Axt war in die Stirn meines Opfers eingedrungen, als hätte sie endlich ihren Platz in der Welt gefunden.

ARTO

Ich hatte mich sorgfältig wie ein Berufsverbrecher auf meine Aufgabe vorbereitet. Ich trug eine schwarze Garnitur, damit Ira mich im Dunkeln nicht sofort bemerkte, und Wollsocken, mit denen ich mich so lautlos bewegen konnte wie ein Kaninchen. Die Socken waren ein Weihnachtsgeschenk von meiner alten Tante, die sie im Pflegeheim für mich gestrickt hatte, aber die Garnitur hatte ich eigens für diesen Zweck gekauft.

Ich versuchte, möglichst leise durch den dunklen Flur zu Iras Zimmertür zu schleichen.

Ich gebe zu, dass mein Verhalten sogar mich selbst schaudern ließ.

Wieder einmal – wie schon so oft – musste ich mir versichern, dass mein Tun gerechtfertigt war, dass ich keine andere Möglichkeit hatte. Ich versuchte doch nur, Ira zu schützen, auch wenn ich dabei ihre Privatsphäre verletzte.

An der Flurwand hing ein Spiegel. Ich wich ihm automatisch aus. Ich wollte meine heruntergekommene Erscheinung nicht sehen, geschweige denn an meinen Augen das Gefühl ablesen, das meinen Verfall verursacht hatte. Ich versuchte stets, dieses Gefühl von meinem Bewusstsein fernzuhalten, aber es überrollte mich immer wieder wie die Brandung bei stürmischem Wetter.

Schuld, Schuld, Schuld.

Außer dem Spiegel hing an der Wand nur Marjas und mein Hochzeitsbild. In einem einfachen Holzrahmen. Warum hatte ich es nicht abgenommen?

Unsere Ehe wäre unausweichlich auf die Scheidung zugesteuert, wenn Marja nicht vorher gestorben wäre. Aber das Porträt hatte ich nie angerührt, denn ich dachte, dass Ira vielleicht auch einige gute Erinnerungen an ihre Mutter hatte und sich eventuell wünschte, dass Marja in ihrem Leben weiterhin präsent war, wenigstens auf einem Foto.

Mein Blick fiel auf den verblichenen Farbfleck auf dem Boden.

Marja war an Krebs gestorben, als Ira noch ein Kind war, aber unmittelbar vor ihrem Tod hätte sie beinahe eine wundersame Heilung erlebt, das hatte der Arzt jedenfalls prophezeit. Die Strahlenbehandlung schien zu wirken, und Marja war in so guter Verfassung, dass der Arzt sie aus dem Krankenhaus entlassen wollte.

Ich hatte damals eine Dose Farbe gekauft und stand mit dem Pinsel in der Hand im Flur, um die Wände in Marjas Lieblingsfarbe zu streichen, damit sie sich willkommen fühlte, wenn sie auf das Schlachtfeld unserer Ehezwistigkeiten zurückkehrte.

Da hatte mein Telefon geklingelt.

Marjas Zustand hatte sich dramatisch verschlechtert, und der Arzt sprach nicht mehr davon, dass sie nach Hause käme. Stattdessen sagte er, wenn ich meine Frau noch einmal sehen wolle, müsse ich schnellstens ins Krankenhaus kommen.

Ich rannte zur Garderobe und trat aus Versehen gegen die

Farbdose, die ich gerade geöffnet hatte. Die Farbe lief über die Schwelle in Iras Zimmer. Der Fleck erinnerte mich immer an Marjas Tod, aber ich hatte es trotzdem nicht über mich gebracht, ihn zu übermalen. Er sah aus wie ein Veilchenstrauß, und er erinnerte mich nicht nur an Marjas Tod, sondern auch an die Hoffnung, die zwar enttäuscht worden war, aber doch eine Hoffnung.

Der eilige Aufbruch zur Klinik erwies sich als unnötig. Marja siechte noch lange vor sich hin, doch das hatte ich natürlich nicht vorhersehen können.

Vorsichtig griff ich nach der Klinke. Die Tür maunzte wie eine hungrige Katze. Ich hatte die Angeln seit einer Ewigkeit nicht mehr geölt. Mein Leben bestand aus Dingen, die ich hätte erledigen müssen, auf die ich aber keinen Gedanken verschwendete.

Ich lebte in all dem Chaos. Und damit meine ich jetzt nicht das Chaos, das meinen Kopf erobert hatte, sondern die konkreten Aufgaben, um die ich mich hätte kümmern müssen, die ich aber nicht auf die Reihe brachte. Nicht mehr, seit Marja gestorben war.

Ich erstarrte an der Tür. Hatte Ira das Quietschen der Angeln gehört? Da das gleichmäßige Rauschen der Dusche im Bad nicht abbrach, wagte ich es, in das Zimmer zu schlüpfen. Dabei hielt ich den Atem an, als könnte Ira hören, wie die Luft durch meine Lunge strömte.

Nun stand ich in Iras Zimmer, und ihr könnt euch denken, dass ich nicht stolz auf mich war. Aber wie ich schon sagte, ich hatte nur Iras Bestes im Sinn, auch wenn es nicht ganz danach aussah.

Ira lebte wie ein Vampir. Sie hatte die Angewohnheit, die Vorhänge auch tagsüber geschlossen zu halten. Die Sonne stand hoch am Himmel, aber die schwarzen Verdunklungsvorhänge wehrten selbst die hellsten Strahlen ab. Am liebsten hätte ich die Vorhänge zurückgezogen, damit wenigstens ein bisschen Tageslicht hereinfiel, doch das konnte ich natürlich nicht tun, denn es hätte mich verraten.

Das Zimmer war asketisch wie eine Gefängniszelle. Schreibtisch, Stuhl und Bücherregal, die angeschlagenen Möbelstücke aus der engen Einzimmerwohnung, in der Ira gewohnt hatte, bevor wir zusammengezogen waren. Als Nachttisch diente ein schmutziger Pappkarton, auf dem die Teetasse Abdrücke hinterlassen hatte. Nicht einmal ein Bett, nur eine Matratze auf dem Boden. Keine Poster, Bilder oder Schmuckgegenstände, die etwas über die Persönlichkeit der Bewohnerin ausgesagt hätten.

Mit einer Ausnahme.

Über der Matratze hing ein Dekobild an der Wand.

Live Love Laugh.

Ich hatte Ira nicht gefragt, wieso sie ausgerechnet auf dieses Bild verfallen war. Aber ich kannte meine Tochter gut genug, um zu wissen, dass ihre Einstellung zu dem Spruch ironisch war.

Live Love Laugh.

An diese Prinzipien hielt Ira sich eher nicht.

In aller Eile führte ich meine Mission durch.

Rasierklingen. Scheren. Messer.

Jeden Morgen, wenn Ira aufstand und unter die Dusche ging, überprüfte ich ihr Zimmer. Ich hatte die Zeit gestoppt und festgestellt, dass sie durchschnittlich sechs bis sieben Minuten lang duschte. Also schaltete ich den Klingelton der Eieruhr leise und stellte sie auf fünf Minuten ein. Während auf der Uhr die Minuten abliefen, durchsuchte ich das Zimmer. Ich schob die Hand unter den dünnen Futon und tastete, ob etwas darunterlag. Ich untersuchte die Schreibtischschubladen, die Ira und ich türkis lackiert hatten, als sie klein war. Ich stieg auf den Stuhl und fuhr mit der Hand über das Bücherregal.

Nichts.

Keine Rasierklingen. Keine Scheren. Keine Messer.

Trotzdem glaubte ich nicht, dass Ira mit dem Ritzen aufgehört hatte.